Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 25 (1922-1923)

Artikel: Feste in der Schweiz
Autor: Wyrsch, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-749882

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

peut sembler subversive à ceux qui préfèrent les cadres tout faits à l'évolution créatrice. Point de vie sociale sans ordre; point d'ordre vraiment digne sans pensée; point de pensée sans liberté. Le 24 septembre 1922 le peuple suisse a sauvegardé la liberté de la pensée.

LAUSANNE E. BOVET

FESTE IN DER SCHWEIZ

Wir glücklichen Schweizer dürfen dieses Jahr fast täglich ein Fest feiern. Sie kommen über uns wie die Heuschrecken im Lande Ägypten nach den sieben fetten Jahren. Schützen, Motorvelos, Sänger, Rennpferde, Hunde und Turner und noch vieles dergleichen geben sich unaufhörlich Mühe, Sonntag für Sonntag, festlich und feierlich zu sein und die nicht mitfestierenden Volksgenossen zu erbauen. Aber wir sind noch glücklicher: denn wir haben nicht nur unendlich viele Anlässe, um zu feiern, sondern jedes Fest ist für uns wieder ein gar so schöner und gefundener Anlass, um über die „Festseuche" bei diesen teueren Zeiten zu schimpfen. So haben wir also jedesmal Gelegenheit, unsern zwei bevorzugtesten Erholungsbeschäftigungen zu frönen: wir feiern ein Fest und kompensieren die nachherige Leere des Geldsäckels und die eventuell daraus resultierenden Gewissensbisse mit Schimpfen und verlieren so nie für längere Zeit unser seelisches Gleichgewicht.

Etwas beunruhigender ist die Frage, ob wir eigentlich überhaupt verstehen, Feste zu feiern. Da sind nun alle Schimpfer einig und sagen: nein. Und sie fangen sofort die gute alte Zeit zu rühmen an, als noch die sieben Aufrechten mit ihrem Fähnlein ans Schützenfest zogen, als alles einfacher und einiger war. Mit andern Worten heißt das, unsere Väter waren doch viel besser und tugendreicher als wir es jetzt sind. Das kann ich nun nicht recht glauben. Aber jene eidgenössischen Feste um die Mitte des 19. Jahrhunderts dienten eben einer Idee, sie waren bewusst oder unbewusst politisch, sie waren Laienfeste des Radikalismus, wo Proselyten und Jünger gemacht wurden. Sie hatten für die Radikalen dieselbe Funktion wie die von den eigenen Anhängern meist nicht mehr recht begriffenen Feste der Kirche. Sie verwirklichten im Kleinen Zentralismus und Demokratie, die die föderalistischen Konservativen staatlich verhindern wollten. Und wenn wir jetzt zurückblicken, so leuchtet uns nur diese Idee entgegen, die diese Feste aus einem sinnlosen Nebeneinander zu einem Organismus machte und sie beseelte.

Aber nun hat sich ja der Freisinn und seine Forderung erfüllt; er herrscht und braucht also nicht mehr militant zu sein. Er ist tolerant. Damit sind seine Feste neutral und nüchtern geworden und hinter dem verblassten ideellen Glorienschein kommt nun breit der gemütliche dicke Festbruderphilister zum Vorschein, wie er wohl auch damals war, ist und sein wird, aber leider ohne die damalige liebenswürdige Verklärung durch einen großen Zweck. An das Wort Fest knüpft sich ja bei uns eine alteingesessene Gedankenreihe. Und von der heißt das erste Wort: Gemütlichkeit, und hierauf folgt die Assoziation: Alkohol. Ein Fest muss vor allen Dingen gemütlich sein. Und darunter verstehen wir am ehesten so

eine allgemeine Halbbetrunkenheit, wo unsere vielen sonstigen Hemmungen fallen und wo uns Herz und Mund überläuft und auch der Brävste den Mut zum Ausleben findet. So ein bisschen mehr oder weniger lässliche Sünden gehören ja eigentlich ins Programm eines jeden, der zum Wiederholungskurs und zu einem Fest einrückt. Man wird ja auch schon zum voraus von der gesamten öffentlichen Meinung dafür absolviert. Sogar die Abstinenten von einfacherer Gemütsart imitieren ja, wenn sie sich als gemütlich vorkommen wollen, oft mit großer Geschicklichkeit die Betrunkenheit. Und auch bei Katholikentagen und ähnlichem, die die Kirche in notwendiger Anpassung an die Versammlungs- und Festmode einführen musste, nimmt nach Gottesdienst und Rede der „gemütliche Teil" einen immer wichtigeren Platz ein.

Und dass daneben auf der andern Seite ein praktischer Mann dafür sorgt, dass die vielen rollenden Fränklein nicht nutzlos liegen bleiben, sondern dass damit ein Geschäftchen und Profitchen gemacht wird, können wir utilitaristischen Schweizer auch nicht verdenken.

An einem großen Sängerfest konnte man heuer folgendes hören. Auf der Bühne in der Festhalle wird ein Requiem, das doch bekanntlich etwas Ernstes, Trauriges sein sollte, aufgeführt. Der Chor singt: Sanctus (pumm, eine Flasche Festwein wird entstöpselt), Sanctus (klinglingling, der Mann berappt), Sanctus (rrtling, die Zahlmaschine am Buffet notiert). Das waren wirklich die drei weltlichen Heiligkeiten unserer Festivitäten, und man konnte es ganz passend finden, dass hier das Trinken, das Geldausgeben und das Geldeinnehmen gleich als heilig ausgesungen wurden.

Aber das Schießen, der Gesang, das Turnen, weswegen diese Feste abgehalten werden? Nun, sie geben doch den Vorwand um gemütlich zusammenzusitzen, und das ist genug.

Ein volles Aufgehen in Festfreude und eine lachende Fröhlichkeit ohne alkoholische Nachhilfe liegt uns aber leider im allgemeinen nicht. Arbeit und eine ernste Affektlage ist uns schwerblütigen Alemannen viel angepasster. Wir tragen eben immer noch das Erbe unserer Vorfahren, die auf eigenem Hof und in eigenem Kantönchen schalteten, in stolzer Selbstherrlichkeit. Jeder trägt immer noch sorgfältig wenigstens den Schatten eines chinesischen Mäuerchens um sich herum, dass der liebe Nachbar nicht so gut hereinsehen kann. Wir können nicht recht aus uns heraustreten und uns freuen, wie es unsere glücklicheren Nachbarn im Süden tun können. Wenn wir lustig sein wollen, so werden wir allzu leicht lächerlich und banal wie schlechte Schauspieler, die eine Rolle sich angelernt, die ihnen nicht passt. Wie grässlich geistsparend sind doch unsere Schlagwortwitze und die Schlagerlieder, die aber auch in jeder sogenannten fröhlichen Gesellschaft minütlich produziert werden müssen. Und das große Drum-und-dran unserer Feste mit bundesrätlichen Reden und Kanonenschüssen und Feuerwerk und Ehrenjungfrauen ist auch sehr verdächtig. Dahinter stecken vielleicht die Gewissensbisse, dass wir aus uns selbst keine richtige Feststimmung zustandebringen.

Aber wenn es uns wirklich nicht recht gelänge, zu feiern, warum hat uns dann Gott mit so unendlich vielen Festen gestraft?

Wahrscheinlich gerade wegen unserer Ungeselligkeit, unter der wir leiden, und die wir überwinden möchten. Unsere Primitiven, die Bergbauern, sind zwar auch nicht sehr gesellig, aber sie verstehen es doch noch, unmittelbarer und etikettenloser miteinander zu verkehren. Damit sind sie zufrieden und sie verachten mit Recht sämtliche Gesangs- und Turnvereine.

Wir Domestizierten aber stehen doch nicht jeder so selbstbewusst und stolzgenügsam auf eigenen Beinen wie jene. In unsern Verhältnissen, wo jeder auf den andern angewiesen ist, können wir dies ja auch nicht. Wir sollen und wollen ja die ererbte Ungeselligkeit überwinden und, weil wir nicht aus uns heraustreten und den geraden Weg zueinander und den direkten affektiven Rapport finden, so machen wir Umwege und gründen Vereine und feiern Feste und suchen dem Herzen der Mitbürger so beizukommen. Und wir werfen uns in die angemaßte Gemütlichkeit. Und die Oberflächlichen sind ganz glücklich dabei und glauben den richtigen Zusammenhang mit der Menschheit am Wickel zu haben. Und die Tiefern denken sich: immer noch besser diesen Pseudorapport als gar keinen.

Und so ist es unser tragisches Schicksal, dass wir Jahr für Jahr weiter uns mit Festefeiern bemühen müssen, gerade, weil wir sie bei unserm ungeselligen Temperament nicht richtig und fröhlich feiern können. Wenn wir dies aber einmal können, dann haben wir auch keine organisierten Feste und Vereine mehr nötig, und wir sind vollauf zufrieden mit den frohen Festen, die uns die Jahrhunderte und die Natur gestiftet haben: Weihnacht, Kirchweih, Fastnacht, Johannistag und wie sie alle heißen.

LUZERN JAKOB WYRSCH

DIE GUNST DER STUNDE

EINE GLOSSE ZUR SCHWEIZER MALEREI DER GEGENWART

Die gegenwärtige Wiesbadener Ausstellung des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein zeigt einen besonderen Schweizer Saal und außerdem im Ehrensaal je drei Bilder von Ferdinand Hodler und Max Buri, weil beide Künstler zu Lebzeiten dem Vorstand des Verbandes angehörten. *Das mutige Weib* von Hodler und *Nach dem Begräbnis* von Buri geben zwei Klänge in das Konzert, deren Stärke sonst nicht erreicht wird; und der Kuppelraum, dessen sechs Wände mit je drei Bildern von Amiet, Boss, G. Giacometti, Berger, Blanchet und Pellegrini geschmückt sind, ist unter den modernen Sälen der Ausstellung wiederum der stärkste. Hodler und Buri hängen in einer Auswahl des Reifsten, was die rheinländische Kunst mit Thoma und Steinhausen, Böhle und Altheim, Schönleber und Dill, Gebhardt und Bochmann, Hoelzel und Trübner, Pleuer und Reiniger zur Schau bieten kann: sie hängen zugehörig da wie unter Brüdern und doch durch ein Etwas getrennt, das nicht nur eine andere Stärke, sondern auch eine andere Artung ist. Auf dieses Andere suchend zu deuten, soll das Ziel dieser Glosse sein.

Nehmen wir an, Hodler und Buri hingen in einer solchen Gemeinsamkeit mit französischen Bildern, die andere Artung würde ebenso, sagen wir getrost noch viel stärker auffallen. Es muss also in der Schweizer Malerei, wie sie von Hodler und Buri repräsentiert wird, etwas Eigentümliches sein. Da die Schweizer wohl eine Nation, aber im ethnologischen Sinn kein besonderes Volk vorstellen, kann es sich nicht um eine rassenmäßige Besonderheit handeln; es muss lediglich ein besonderer Zustand der abendländischen Malerei sein, in dem sie anders dastehen.

Diesen besonderen Zustand können wir nur feststellen, indem wir über den allgemeinen Zustand der abendländischen Malerei Klarheit zu erlangen versuchen.